



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman (Erste Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

künstliche Kanäle leiten, wenn man sie beherrschen will. Wenn daher auch der Entwurf der Theorie nicht entsprochen hat und er Wünsche nicht erfüllt hat, so hat er doch praktisch nicht die Folgerungen aus dem Eigentum gezogen, die man bisher fehlerhafterweise gezogen hat. In seinen Bestimmungen kehrt er sich an den Eigentumsbegriff gar nicht oder doch nur sehr wenig, und da es bei einem Gesetz mehr auf die praktische Gestaltung als auf die theoretische Ausbildung ankommt, so kann man trotz der Festsetzung des privaten Eigentums mit den Bestimmungen des Entwurfs im allgemeinen zufrieden sein.

Wie die Rechtsprechung mit diesem Eigentumsbegriff sich abfinden wird, ist allerdings eine andere Frage. Da ist leider zu befürchten, daß die Rechtsprechung, nicht nur die der Gerichte, sondern auch der Verwaltungsbehörden, aus diesem Eigentumsbegriff Folgerungen ziehen werden, die der Volkswirtschaft schädlich sein können. Deshalb wäre es besser gewesen, den Eigentumsbegriff, den kein preußisches Gesetz bisher ausgesprochen, den nur das Reichsgericht bei Privatflüssen anerkannt hat, den aber das Oberverwaltungsgericht auch bei diesem verworfen hat, neu zu schaffen.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Erste Fortsetzung)

Nach diesen Worten geht der zornige junge Mensch über einige Zeilen hinweg nach der Ackerfurche, wo in einen nassen Sack sein Weinkrug eingewickelt ist. Er rollt ihn aus der Umhüllung, geht wieder zurück und reicht den braunen Steinkrug dem Tagelöhner zum Trunke dar. Aber in den Arbeiter ist auch die Wut gefahren. Er nimmt das Gefäß wohl entgegen, doch er schleudert es sofort mit wuchtigem Anwurf wider einen Grenzstein in der Furche, daß es zu Scherben zerschellt. Dazu brüllt er:

„Da, Lausbub, hast du dein Gefäß, leck dir's jetzt vom Boden auf! Was mir net gegönnt ist, will ich auch net. . . Und noch mal: da, ihr hochmütig Lumpenpack, schafft euch euer Arbeit selber!“

Mit hastigen Schritten geht er den Acker hinauf. Der Bursche flucht dem Davongehenden nach, greift nach einer Erdscholle und wirft sie dem Tagelöhner nach. Der dreht sich noch einmal herum, streckt die Zunge heraus und spottet:

„Wart nur, du Lausert, was wirst du noch so klein werden, wenn deinem Alten seine Spitzbubereien erst ans Tageslicht kommen!“

Karl wird freideweiß und mit weiten Schritten rast er dem Tagelöhner nach, dabei zwischen den Zähnen hindurchstoßend:

„Das sollst du mir büßen, Kerl, daß du meinen Vater einen Spitzbub geheizen hast! Lebendig kommst du mir net aus den Händ'!“

Die beiden Frauen eilen hinter ihm drein. Sie holen ihn ein, bevor er an März herankommt, und klammern sich an ihn. Sophie jammert:

„Karl, lieber Karl, mach dich doch net unglücklich wegen so einem Saufbold!“

Da bleibt der Bursche stehen, schüttelt mit unbändiger Kraft die Arme, an denen er festgehalten wird, bäumt mit dem Oberkörper zurück und knirscht:

„Wollt ihr mich gehn lassen, ihr dreckig Weibsvolk!“

Doch sie lassen nicht locker; sie lassen sich hin und her schütteln, aber sie lassen nicht locker. Schließlich fallen alle drei zu Boden. Karl versucht wieder aufzukommen, allein die beiden Frauen werfen sich über ihn und pressen ihn mit der Last ihrer Körper auf die Erde nieder, so lange, bis der Seppel weit genug fort ist, um nicht mehr eingeholt werden zu können. Dann erst stehen sie auf. Auch Karl erhebt sich und wendet sich seiner Schwester zu. Aber noch ehe er ein Wort an sie richten kann, hört er oben vom Wege her seinen Namen rufen. Vielleicht der Vater?

Er dreht sich herum und sieht hinauf. Es ist nicht der Vater. Denn in dem Fuhrwerk, das auf dem Wege oben angehalten hat, geht kein Rappe, sondern ein Schimmel. Karl fragt die Frauen:

„Ist das net der Hummel?“

Die beiden bejahen und sehen ebenfalls gespannt nach dem Gefährt. Der Bauer winkt mit der Peitsche und ruft noch einmal:

„Karl, Sophie! gehen mol eruff, ich will eich was sa'!“

Die Geschwister eilen die Zeile hinauf. Unterwegs fragt Sophie:

„Fesmajajosepp! Was wird denn der wollen?“

Unwirsch antwortet ihr der Bruder:

„Hab doch net gleich so Angst! Der Vater wird heut morgen net mehr herausfahren können, hat er jedenfalls dem Hummel gesagt, wir sollten net auf ihn warten!“

Aber auch ihm klopft das Herz stärker. Daß dieser verwünschte März-Seppel mit seinem Schlechtgeschäke alles wieder aufgerührt hat in ihm! Der Teufel soll ihn holen!

Und die beiden Geschwister erreichen das Ackerende.

Sophie lehnt sich wider die zu einer Pyramide aufgeschichteten Säcke, drückt die linke Hand auf das klopfende Herz und knotet mit der rechten ihr Kopftuch auf. Sie atmet mit weitgeöffnetem Munde.

Karl umfaßt mit der einen Hand den Holmen der Wagenleiter, die andere stützt er in die Hüfte.

Zwischen je zwei Sprossen der sich gegenüberliegenden Leitern ist ein schmales Brett eingeklemmt, auf dem der Bauer und die Bäuerin sitzen. Der Bauer hält nachlässig das Leitseil und die Peitsche in den Händen. Er ist hemdärmelig und hat einen breitrandigen spizen Strohhut von grüner Farbe auf dem Kopf. In seinen wässerigen blauen Augen irrt eine große Verlegenheit. Da fragt Karl:

„Na, Better Hummel, warum henn ihr uns denn gerufen? Hat euch mein Vater was auszurichten geben?“

„Naa, liever Bu,“ antwortet der Gefragte, „das grad net! Ich wollt dir auß mir was sa!“

Die Bäuerin, deren Gesicht fast ganz in ein weiß und blau getüpfeltes Kopftuch versteckt ist, stupft ihrem Manne mit dem Ellenbogen in die Seite und sagt das eine Wort:

„Maddhees (Mathias)!“

Der Bauer setzt den Strohhut ab und kratzt sich auf dem Kopfe.

Nun wird der junge Bursche ungeduldig:

„Dunnerkeil, Better Hummel, nig für ungut, habt ihr denn euer Maul daheim in der Schublade liegen lassen?“

Wieder stupft die Bäuerin ihrem Alten in die Seite und ruft:

„Maddhees, bscht!“

Karl wettert los:

„Was Hummelsen, jehert laßt doch den Better Hummel mal zu Wort kommen. Ist unser Haus abgebrannt, oder was ist los?“

Und die Bäuerin, die absolut nicht haben will, daß der Bauer zu den Kindern von der traurigen Begebenheit spreche, sagt mit drängender Stimme:

„Maddhees, fahr fort, sunscht kriert der Gaul en Sonnenstich!“

Der Bauer aber, der sich die ganze Zeit über besonnen hat, wie er den beiden die schaurige Nachricht möglichst schonend beibringen solle, spuckt kräftig auß und schreit mit grober Stimme, als ob er mit einem Streit habe:

„Dunnerkeil noch enein un faa End! Ihr zwaa, macht, daß ihr haamkummt, eier Batter hot vun erem Gaul den Brustkassche halb eingeschmissen kriert!“

Als Sophie das hört, tut sie einen gellenden Schrei und fällt wimmernd zur Erde. Das Pferd, das mit niederhängendem Kopfe dagestanden hat, bäumt hoch auf, so daß die Schere zu zerbrechen droht. Der Bauer zerrt das Leitseil mit mächtigem Ruck zurück und schlägt dem Tiere den knallenden Peitschenriemen in die Weichen. Die Pferdehufe praddeln auf den haritrockenen, klingenden Feldweg nieder und dann rast der Wagen im Galopp davon. Der Angstschrei der Bäuerin und das Fluchen des Bauern werden von dem Geratter und Gepolter des Wagens verschlungen.

Karl, der beim Scheuen des Gauls rasch vom Wagen zurückgetreten ist, bückt sich zu seiner Schwester nieder, die immer noch ganz fassunglos wimmernd am Boden kauert, und sagt mit einschmeichelnder, trauriger Stimme:

„Kumm, Sophiechen, steh auf; wir gehen heim. 's ist vielleicht garnet so schlimm. Du weißt ja: so ein Bauer kann einem ja nichts auf anständige Art und Weiß' sagen. 's ging uns aber auch net besser. Steh auf, Sophie, daß wir heimgehen!“

Eine herzerreißende Angst ist in ihrem Gesichte. Um den Mund zucken kleine Schmerzfüßchen; über die bleichen Wangen rollen Tränen. Karl fühlt, daß er angesichts solcher Niedergeschlagenheit den Kopf hochhalten müsse, und tröstet:

„Man darf net gleich ans Schlimmste denken, Sophie. Da hat gewiß ein Gaul beim Beschlagen ein bißchen ausgetreten und den Vater ein bißchen getroffen. Wirst sehen, 's ist net anders!“

Sophie schüttelt nur den Kopf.

Der Bursche läuft den Acker hinunter, zieht seinen Rock an und gibt dabei der Tagelöhnerin Nachricht von dem, was der Hummel erzählt hat. Die sagt dabei ununterbrochen:

„Sekmajajosepp, was ein Unglück! Sekmajajosepp, was ein Unglück!“

„Ich will euch was sagen, Märgen: macht jekert auch Mittag und geht heim. Ihr könnt ja am Nachmittag wieder rausgehen, vielleicht hat sich euer Narr bis dahin wieder anders besonnen und geht mit euch die Gummern fertig brechen! 's sind ja nur noch ein paar Zeilen!“

„Ich glaub ehnder, daß ich meine Schläg krieg, wenn ich zu ihm sag, daß er mir wieder helfen soll!“

„Na, dann geht allein heraus, Märgen. Ich weiß jekert doch net, wie ich heut Mittag abkommen kann daheim. Mit der Sophie ist ja rein garnix anzufangen, das seh ich aweil schon. Wenn ihr fertig seid, könnt ihr kommen, dann spann ich ein und hol die Gummern. Na also: Guten zum Mittagessen!“

Er packt seiner Schwester Kleider, die sie vor der Arbeit abgelegt hat, zusammen und geht wieder den Acker hinauf.

Oben angelangt, muß er der Sophie beim Ankleiden behilflich sein; sie ist wie lahm. Als sie zum Gehen bereit ist, legt Karl ihren Arm in den seinen und zieht sie mit:

„Allo, marsch jekert, Sophie, der Vater wartet vielleicht mit Schmerzen auf uns!“

Sophie gibt ihm keine Antwort. Die Tränen rinnen ihr unaufhörlich über die bleichen Wangen.

Se näher sie aus dem entfernten Feldstrich zum Dorfe kommen, um so belebter werden die Wege. Es ist Mittagszeit und die meisten kehren heim. Manche wissen bereits von dem Selbstmord des Schmiedes, und diese haben für die beiden Geschwister je nach Gemütslage einen verächtlichen oder einen mitleidigen Blick. Wer noch nichts weiß und das Mädchen weinen sieht, fragt wohl auch:

„Na, Maad, warum greinscht dann? Is dir was passiert?“

An ihrer Stelle muß stets Karl antworten, denn Sophie redet nicht ein Wort und trocknet nur hin und wieder mit dem Kopftuchzipfel ihre Tränen ab. Wenn Karl den Fragern Auskunft über die Ursache zu seiner Schwester Kummer gegeben hat, dann schütteln sie die Köpfe und sagen:

„Sekmajajosepp, was en Unglück! Awwer grein nor net so, Sophie, sunscht werichte jo krank!“

Als die Geschwister zum Dorfe hineinkommen, sehen sie überall an den Gassenecken und vor den Toren erregt zu einander sprechende Gruppen stehen. Gemütseliche Bauern, die Hände in den Hosentaschen, junge Weiber und alte. Diese mit lautem Gekreische und lebhaften Gebärden. Die Arme und Hände fuchteln in der Luft herum. Barsüßige Kinder schleichen um die Gruppen der Alten, um womöglich einige Neuigkeiten zu erlauschen. Bisweilen scheuchen die Erwachsenen sie fort.

Sowie man die Geschwister bemerkt, wendet man sich ihnen zu und schaut ihnen nach. Hin und wieder hört man auch Rufe wie:

„Des sin mer die rechte!“ Oder: „Do is de Hochmut aach vorm Fall kumme!“

Vor dem Hause des Wagners Hallwachs ist eine größere Menge versammelt. Das ist in der Nähe der Schmiede, und Hallwachs ließ bei Salzer seine Wagen beschlagen und die Räder bereifen. Man glaubt, von dem Wagner besondere Neuigkeiten erfahren zu können. Aber der weiß nichts, oder er tut so, als wisse er nichts; wozu das Geklatsche? Er hat eine Stummelpfeife im Mund und schafft eifrig an einem Ernteleiterwagen herum, der bis zum Abend ausgebeffert sein soll.

Karl besinnt sich, ob er nicht einmal zu dem Wagner hinübergehen und ihn um Auskunft bitten solle, wie's daheim stehe. Der war als Freund seines Vaters doch ganz gewiß gleich einmal zu ihm gelaufen.

In diesem Augenblick kommt ein Rudel Kinder heran. Ein Mädel mit verwirrtem strohgelben Haar fauft auf Sophie zu, macht vor ihr Halt, droht mit dem Finger und sagt dazu:

„D—u—owow, Sophie, dein Vadder hot sich dodgeschosse, o—u—owow!“

Da geht eine merkwürdige Veränderung mit Sophie vor sich. Ihre Tränen versiechen plötzlich, und auf ihr Gesicht kommt in langsamen Schritten ein seltsames Lachen. Dieses Lachen macht des Mädchens Züge zuerst ganz starr und langgezogen. Dann kommen die Augen in ein flimmerndes Zucken. Die Blicke sind irrlodernd und scheinen aus Verlorenem in Verlorenes zu gehen. Sophie zieht den Arm aus dem des Bruders, stößt den Burschen von sich weg, beugt beide Arme zu einem rechten Winkel, reckt die beiden Zeigefinger in die Höhe und dreht sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst, indem sie halb lachend, halb singend dazu sagt:

„Hahihahohohohohhh, fchfchfchfch, mein Vater hätt sich totgeschossen!“

Dann wieder fällt sie ihrem Bruder um den Hals, küßt ihn stürmisch auf den Mund und lacht dazu. Einen Augenblick hernach steht sie ganz stille, betrachtet sich die Menschen, die einen Kreis um sie und den Bruder gebildet haben, öffnet die Augen unnatürlich groß und weit, deutet mit starr gerecktem Arm und Zeigefinger der Reihe nach auf einige Männer und murmelt dazu: „Mein Vater, mein Vater, alles mein Vater!“

Bei dem seltsamen Gebahren des Mädchens lachen einige Kinder hell auf. Das macht die Wahnsinnige wütend; sie tritt nach den Lachern und schreit und kreischt mit spitzer, gellender Stimme: „Lachst auch noch, lachst auch noch, hä, hä?!?“

Die Kinder weichen zurück. Ein brutaler, ebenso unverständiger Bauer tritt vor, hebt drohend die Faust gegen das Mädchen und schilt:

„Nühr mer nor die Kinner an, du toll Mensch, do schla' ich der die Knoche kaput!“

Bei diesen Worten springt Karl vor und deckt mit seinem Leib die unglückliche Schwester. Die Adern auf seiner Stirn sind zorngeschwellt, und er zischt den Bauern an:

„Ihr seid der letzte, der ihr was macht!“

Dann packt er Sophie und trägt sie die paar Schritte hinüber nach dem Hause wie ein kleines Kind. Sie läßt es willenlos geschehen. Ihr Kopf ruht müd auf der Schulter des Bruders.

Scharen von Kindern folgen den Davongehenden. Die Alten bleiben stehen und schimpfen auf Sophie, die sich verstelle.

Karl tritt durchs Tor und verriegelt es vor den nachdrängenden Kindern.

3.

Im Hofe ist es still.

Der Geselle hat das Pferd bereits gefüttert und sitzt nun auf einem umgestülpten Korbe in einer schattigen Ecke. Er hat den Kopf wider die Wand gelehnt, den Hut tief ins Gesicht gerückt und rührt sich auch nicht, als er durch das Geflecht des Strohhutes die Geschwister kommen sieht. Er wird gehen müssen; was braucht ihm da viel an dem ganzen Kram zu liegen?

Karl trägt seine Bürde durch die offenstehende Haustür. Als die Tante, die in der Küche sitzt, Schritte hört, sieht sie nach, wer es sei. Karl ruft mit tiefem Weh in der Stimme:

„Sieh, lieb Tante!“

Und diese:

„Seßmajajosepp, was ein Unglück, ihr lieben Kinder!“

Als Sophie die Stimme ihrer Tante hört, springt sie mit einem Ruck von Karls Arm und macht wieder ihre tollen Worte und Gebärden wie auf der Gasse. Die Tante, in deren Gesicht keine Farbe ist, richtet einen starren fragenden Blick auf den Neffen. Der antwortet:

„Sie ist irr worden, Tante, vielleicht hat sie auch nur Fieber. Wir schaffen sie ins Bett!“

Er packt die Kranke mit festem Griff und führt sie unter dem Beistand seiner Tante in das neben der Küche liegende Zimmer der beiden Frauen. Während Karl das Bett bereitet, entkleidet die Tante das Mädchen und setzt sich dann zu ihm auf den Bettrand, der Kranken gütig zusprechend wie einem unpäßlichen kleinen Kinde. Es dauert lange, bis sie ein wenig beruhigt ist. Nur mit ihrem immer unheimlicher werdenden Lachen, das die beiden Zuhörer selbst in eine große Erregung versetzt, hört sie nicht auf. Sie ist wie von einem Lachkrampf befallen.

Als Karl seine Tante nach den Einzelheiten des Unglücks auszufragen beginnt, macht Sophie Anstalten, wieder aus dem Bette zu springen und gefährdet sich ganz rasend. Tante Settchen verweist ihm das Fragen:

„Seßgott, lieber Bub, frag aweil net; du siehst ja, wie das Märe gleich zu toben anfängt. Red eben garnig mehr davon, nachher will ich dir ja sagen, was ich weiß!“

Und sie beruhigt die Kranke wieder.

Nach einer Weile sagt sie zu Karl, der vor Ungeduld vergeht, genau zu wissen, was vorgefallen sei, mit besorgtem Gesichte:

„Man kann sie net allein lassen; 's wird gut sein, Karl, wenn du nauf ins Schloß gehst und holst eine Schwester. Ich kann doch net am Bett hocken bleiben, 's ist doch so viel Arbeit jekert!“

„Ja, Tante Settchen, ich geh!“

Der Bursche sieht prüfend an sich hinunter:

„Tante, werd ich denn so zu den Schwestern gehen können, oder soll ich mein ander Täckchen und die Sonntagstiefel anziehen?“

„Ach, lieber Bub, geh nur so, wie du bist; wer guckt denn heut darnach?!“

Karl geht hinaus. Im Hausgang bleibt er stehen und sinnt eine kleine Weile. Soll er die Stiege hinauf in des Vaters Schlafzimmer gehen und selber

nachsehen, was da geschehen ist? Es friert ihn den Rücken hinunter. Sicher liegt er tot und starr droben auf seinem Bette wie einstmals die Mutter. Noch gräßlicher vielleicht ist der Anblick, weil er sich doch selbst ums Leben gebracht hat. Wenn er noch lebte, wäre Tante Settchen zweifellos bei ihm gewesen und hätte nicht in der Küche gegessen. Er wird sich Gewißheit verschaffen, wird sich selbst überzeugen. Schon hat er den einen Fuß auf die unterste Treppenstufe gesetzt, als wieder die Schauder seinem Rücken hinunterfließen wie eiskalte Wassertropfen. Da zieht er den Fuß wieder zurück und steht steil und lauscht hinauf. Es ist so unheimlich still da droben. Die alte Pendeluhr, die vom Fußboden bis an die Decke reicht, tickt nicht. Warum steht sie? Wenn eines tot im Hause liegt, halten sie die Uhren an. Karl seufzt schwer auf, wendet sich ganz von der Stiege weg und öffnet die Haustür gleich nebenan.

Im Hofe schaut er sich um. Der Geselle sitzt noch immer auf dem Korbe in der schattigen Ecke und schläft jetzt. Die Arme hängen schlaff herunter, der Kopf ist auf die Brust gesunken und der Hut liegt vor ihm auf dem Boden. Ein gesunder Schlaf neben der Werkstätte, darin der Schmied vor wenig Stunden sich erschossen. Die Blutlache neben dem Amboß ist noch nicht ganz versiebert.

Karl ruft den Schläfer an. Zweimal muß er rufen, bis er wach wird.

„Willem! . . . Willem! . . . Noch hinein, Karl, werd doch wach!“

Wilhelm fährt schlaftrunken auf, räfelt sich, gähnt, reibt die Augen und schüttelt den Schlaf von sich.

„Ja ja! So, Meister, da bin ich!“

Er glaubt sich von seinem Meister angerufen. Wie Karl das hört, schießen ihm die Tränen in die Augen, die ersten seit den Ereignissen des Morgens. Seine Seele hat noch keine Zeit gehabt, sich mit sich selbst zu beschäftigen, zu sich zu kommen.

„Willem, ich mein, mit dem Meister hätt's ein End?“

Der Geselle reißt die Augen auf und flucht:

„Dunnerkeil, du bist's ja, Karl!“

„Ja, Willem, ich bin's!“ erwidert Karl und geht auf den Gesellen zu. Nun muß er sich besinnen, was er eigentlich von ihm wollte.

Der Geselle, ein kräftiger Mensch Mitte der Zwanzig, kommt dem Meistersohn entgegen, reibt sich zuerst verlegen das stoppelige Kinn, streckt aber alsdann die schwarze, an mehreren Stellen von der schweren Arbeit blutig geschundene Schmiedehand nach ihm aus und ergreift die Hand, die eben gerade die Tränen aus den Augen wischt.

„Karl, grein net! Das paßt sich net für einen jungen Mann. Wer weiß, ob's net so am beste war, was er getan hat!“

„Hat er's also wirklich getan, Willem, hä?“

Der Geselle antwortet nicht, sondern zieht den Burschen hinter sich nach in die Werkstätte. Sie ist tadellos aufgeräumt wie an Samstagabenden. Die Hämmer alle in Reih und Glied an den Wänden, darüber die Hufeisen in verschiedenen Größen, die Zangen und Feilen, die Meißel und die Hufmesser. Die Schraubstöcke sind zur Schonung der Federn weit aufgesperrt und schauen aus wie dräuende Raubtierrachen. Auf der Esse brennt kein Feuer. Ein paar Schritte seitlich davon steht der Amboß. Auf einem Holzfloß, den starke Reifen umfesseln,

ist er verankert. Zwei schwere Zuschlaghämmer liegen auf dem Holzblock. Zu Füßen des Ambosses eine Blutlache. Wortlos deutet der Geselle darauf. Er spürt, wie seine Hand fester umschlossen wird.

Karl starrt auf das rote Naß. Der mit Quarzsteinen gepflasterte Fußboden ist rings um den Amboss ein wenig eingesunken. Das kommt von der Wucht der Sammerschläge, die täglich auf ihn niederfallen. Und in dieser Einsenkung steht das Blut, das dem Herzen seines Vaters entfloß. Es ist noch nicht ganz in die Erdritzen zwischen den Pflastersteinen versickert.

So steht der Bursche da und starrt. Sein Kopf ist heiß, aber seine Knie schlottern vor zitternder Kälte; in der Herzgrube liegt ihm ein banger Druck. Karl selbst weiß es nicht, ob es ihn friert, oder ob er Angst hat. Er muß daran denken, wann er das letztemal Blut gesehen. Das war im Winter beim Schlachten. Aus der durch einen Messerstich geöffneten Brust des Schweines sieht er den starken Blutstrahl fließen. Bei dieser Vorstellung kommt ihm mit gräßlicher Deutlichkeit das Gewaltsame und Grausame des Todes, den sein Vater in eigener Wahl erlitten, zum Bewußtsein. Er stöhnt tief auf, blickt dem Gesellen ins Gesicht und fragt:

„Wer hat ihn denn zuerst gefunden?“

„Deine Tante!“

„Wer hat ihn denn hineingetragen?“

„Er hat noch gelebt, da ist die Tante Settchen gleich zum Doktor gerennt. Aber wie sie mit dem kommen ist, war er nodert (nachher) schon tot. Haben sie ihn zusammen hineingetragen.“

Es graut ihm vor einer Frage, doch er stellt sie.

„Wo hat er sich denn hingeschossen?“

„Drei Schuß in die Lunge. Das Blut ist ihm zum Mund herausgelaufen, kopfvor hat er über dem Amboss gehängt!“

Der Bursche wird von der Erregung so heftig geschüttelt, daß seine Hand aus der des Gesellen fliegt.

„Komm, Willem, wir gehen hinaus!“ sagt er, „ich hab genug, ich kann net mehr!“

Sie treten wieder in den Hof. In der warmen Sonne wird es Karl wohl. Ein Huhn pickt aus einer auf dem Mist liegenden angefaulten Gurke die weißen Kerne. Karl sieht es, und das weckt seine häuerliche Nüchternheit wieder auf. Er setzt den Hut ab und wischt mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne. Dann fragt er den Gesellen:

„Willem, hast den Rapp gefüttert?“ „So, ich hab ihn fertig gemacht!“

„Ich will dir was sagen, Willem! Spann ein und hol drauß in der Baggewann die Gummere. Nimm den großen Wagen, denn auf den Vollerfarren (= Polsterfarren) gehen die Säckelchen net all. Im Vorbeifahren kannst du dir die Märgen rufen, die kann dir helfen laden. Ich kann net mitfahre, ich muß nauf zu den Schwestern; eine holen. Die Sophie ist krank worden!“

Der Geselle fragt, was ihr sei. Karl ist nun wieder ruhiger geworden, vielleicht auch nur stumpfer und antwortet:

„Wie sagt man als, Willem? —: Ein Unglück kommt selten allein. Ich tät mich net wundern, wenn das Mäde verrückt tät werden!“

Er wendet sich um und geht zum Tore hinaus.

(Fortsetzung folgt)